

MARCUS IMBSWEILER

Schlussakt

Kriminalroman



Original

GMEINER



Marcus Imbsweiler

SCHLUSSAKT

Marcus Imbsweiler

SCHLUSSAKT

Max Kollers zweiter Fall



Wir machen's spannend

*Bibliografische Information
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2008– Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2008

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von Melancholie, Photocase.de
Gesetzt aus der 10,2/13 Punkt GV Garamond
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-89977-781-9

*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Prolog

In der Wüste läutete ein Telefon.

Das ist kein schlechter Anfang für einen Roman, außerdem stimmte es. Flimmernde Hitze über rost-roteten Sanddünen, hoch oben das glühende Sonnenauge, von links drängte eine berittene Gestalt ins Bild. Und das Telefon läutete. Mir egal, ich achtete nur auf den Reiter. Als er näherkam, sah ich, dass es sich um eine Reiterin handelte. Sie war barhäuptig, und nicht nur das. Sie war bar jeglicher Kleidung. Im Prinzip trug sie nichts als ein Lächeln auf den Lippen. Der Rappe, den sie zwischen ihre Schenkel nahm, hatte wenigstens sein Geschirr an. Ich war wie geblendet vom Glanz ihrer spiegelglatten Haut. Nur das Telefon störte.

»Gleich«, dachte ich. »Einen Moment noch.«

Dunkel gelocktes Haar wehte im Wüstenwind. Sie ritten in Zeitlupe: Langsam zog der Rappe seinen Vorderfuß an den Körper, setzte ihn langsam wieder auf. Und im gleichen sanften Rhythmus hob sich die Hüfte der Frau vom Pferderücken, glitt behutsam zurück. Hob sich, glitt zurück. Das Funkeln ihrer Brustwarzen hinterließ zwei parallele Sinuskurven in der Luft. Ich streckte meine Hand aus, in das Wüstenpanorama hinein, um dem Rappen in die Zügel zu greifen. Endlich gelang es, ich zog das Tier zu mir heran, kletterte mühsam auf seinen Rücken, hinter die kleiderlose Dame. Ihre Locken kitzelten mich in der Nase.

»Ist das Ihr Telefon, Herr Koller?«, fragte sie. Ihre Haut glühte.

»Ich habe kein Telefon«, sagte ich müde und schlängelte meine Arme um ihre Taille.

»Das ist Ihr Telefon, das da läutet.«

Ich schloss die Augen, lehnte meinen Kopf an ihren warmen Nacken. Er war so schwer, dieser Kopf, ich fühlte, wie er langsam zur Seite rutschte, ich konnte ihn nicht halten, hörte die Dame lachen, den Rappen wiehern, mein Kopf rutschte, die Schultern hinterher ... das verdammte Telefon hörte nicht auf zu läuten, und dann plumpste der Kopf mit allem, was daran hing, auf den Boden.

Mühsam rappelte ich mich auf. Der Stuhl, auf dem ich gesessen hatte, war umgekippt, ich mit ihm, meine gute alte Kamelhaardecke noch über den Beinen. Der Fernseher lief. Eine leere Flasche Bier rollte langsam über den Boden und kam mit leisem ›Klack‹ an der Küchentür zum Stillstand.

Das Telefon läutete.

Ich schüttelte die Decke von den Beinen und stand auf. In der Glotze brachten sie einen haarsträubenden Bericht über einen Gorilla aus dem Heidelberger Zoo, der auf der Flucht erschossen worden war. Dazu eine orientalisch anmutende Musik. Gorillas leben nicht in der Wüste. Nackte Reiterinnen auch nicht. Ich ging zum Schreibtisch und griff nach dem Telefonhörer. Das Freizeichen. Gleichzeitig läutete es immer noch, irgendwo in meiner Bude. Ich legte den Hörer wieder auf, sah mich suchend um und fand mein Handy schließlich im Bücherregal. Letzten Sommer, nach meinem ersten größeren Fall, hatte ich es mir zugelegt.

»Koller.« Mir fiel ein, dass ich noch nie geritten war.

»Endlich!«, brüllte jemand, heiser vor Erleichterung. »Ich dachte schon, du wärst nicht da.«

»Ich bin da«, sagte ich.

»Kannst du kommen, Max? Sofort?«

»Wie, sofort?«

»Es hat eine Tote gegeben. Hier liegt eine Leiche, verstehst du? Wir brauchen dich dringend. Es geht um jede Minute.«

Ich nahm das Handy vom Ohr, blickte es prüfend an, hielt es wieder ans Ohr. Am Gerät lag es nicht.

»Hallo?«, sagte ich. »Das bist schon du, Marc, stimmts?«

»Natürlich bin ich das«, schrie der Anrufer. »Hast du nicht kapiert? Es muss schnell gehen. Gleich wird die Polizei im Haus sein.«

Marc Covet. Mein alter Freund, Journalist und Snob in einer Person, an normalen Tagen die Ruhe selbst, ein Mann, dem es gelingt, jeglichen Stress in den Tiefen schottischer Whisky-Seen zu versenken. Heute schien kein normaler Tag zu sein.

»Um was für eine Tote geht es?«

»Um Bernds Freundin. Bernd Nagel, du kennst ihn. Verdammt, Max, wir können nicht ewig quatschen. Tu mir den Gefallen, ich flehe dich an. Komm, so schnell du kannst. Bevor die Bullen anrücken. Nimm den Haupteingang, wir warten vor Bernds Zimmer.«

Mein Blick fiel auf den Fernsehapparat. Die Nachrichtensprecherin zwinkerte mir zu. Wahrscheinlich amüsierte sie sich prächtig über das Telefonat eines schlaftrunkenen Privatermittlers, gespielt von Max Koller, mit einem nicht im Bild befindlichen hysterischen Kumpeldarsteller.

»Ich könnte schon kommen«, sagte ich. »Wenn du mir noch ...«

»Danke, Max«, rief Covet. »Vielen Dank! Und beile dich.«

Gespräch beendet.

Kopfschüttelnd steckte ich das Handy ein. Zog mich an, schaltete den Fernseher aus, versuchte der leeren Bierflasche einen letzten Tropfen zu entlocken. Mein Freund Covet hätte sich wahrscheinlich ein stringenteres Vorgehen gewünscht, doch mich hielt das Gespinst aus Traum, Fernsehprogramm und Telefonat noch gefangen. Erst mal wach werden. Die Kälte draußen würde es schon richten. Außerdem musste ich nachdenken. Hatte Marc mit einem Sterbenswörtchen erwähnt, wo er sich gerade befand? Hatte er nicht.

Ich holte mein Rennrad aus dem Keller – es sollte ja schnell gehen, nicht wahr? –, schwang mich auf den Sattel und fuhr stadteinwärts. Es war lausig kalt. Nach 50 Metern sah ich eine gefrorene Pfütze im Licht der Straßenlampen glänzen. Keine Zeit mehr zu brem- sen. Ich rutschte und flog hin, Gesicht voraus. Etwas knackte in meiner Brusttasche: das Handy.

Verwünschungen gegen Covet ausstoßend, sprang ich auf. Immerhin, nun war ich endgültig wach.

Auf der Theodor-Heuss-Brücke wurde ich von einer Straßenbahn überholt. Vereinzelte müde Gesichter darin, eingehüllt in Schals und Mützen. Blaue Funken sprühten in den Nachthimmel. Die Oberleitungen vibrierten. Ich kreuzte die Schienen und schlug den Weg in die Altstadt ein.

Dieser Bernd Nagel gehörte nicht zu meinen Bekannten, da hatte Marc unrecht. Er gehörte zu *seinen* Bekannten, zu den vielen Heidelberger Wichtigturnern, mit denen ich nichts anfangen konnte. Von Nagel wusste ich bloß, dass er etwas mit dem Städtischen Orchester zu tun hatte. Kein Musiker, sondern eine Art Manager. Und sein Zimmer, von dem Marc gesprochen hatte, musste sich im Verwaltungstrakt des Stadttheaters befinden. Wo genau, würde ich schon herausfinden.

Mein linker Ellenbogen schmerzte von dem Sturz. Hoffentlich hatte das Handy nichts abgekriegt. Es wäre ein herber Rückschlag für mein aufrichtiges Bemühen, mich den Erfordernissen der Zeit anzupassen. Covet würde eine sehr gute Begründung brauchen, warum er mich um diese Uhrzeit durch die Kälte jagte.

Nun ja, eine Leiche ist ein guter Grund.

Ich passierte die Stadthalle und bog vor dem Marstall rechts ab, Richtung Theaterplatz. Menschen in Abendgarderobe unter ihren Wintermänteln huschten vorbei, ein Taxi rollte an, vor dem Theatergebäude hing ein langes Banner bewegungslos herab. *Die*

Hochzeit des Figaro, las ich. Unter dem Banner parkte ein Streifenwagen. Sie waren also schneller gewesen.

Ich schloss mein Rad an einen Laternenmast und öffnete eine der beiden gläsernen Flügeltüren, um ins Foyer zu gelangen. Das Foyer, ein kreisrunder Lichthof, bildet die Schnittstelle zwischen Bühnenhaus und Verwaltungstrakt; außerdem führen von hier aus Türen in die Unterwelt des Theaters, zu den Werkstätten, den Schminkzimmern, den Umkleideräumen und zum rückwärtigen Künstlereingang, der sich zur Friedrichstraße hin öffnet. Krakenartig ist alles durch Gänge und Treppen miteinander verbunden, ein Miniaturmodell der durchlöcherten, unterkellerten Heidelberger Altstadt.

Von einer Garderobendame ließ ich mir den Weg zu Bernd Nagels Zimmer beschreiben. Über eine Wendeltreppe ins Nebengebäude, durch einen Flur am Orchestersekretariat vorbei und noch ein Stockwerk höher. So menschenleer Treppen und Flure waren, so bevölkert war diese zweite Etage. Ich wurde angestarrt und starre zurück. Ein Mann trug eine altläufige Perücke, ein anderer war grellweiß geschminkt. Eine hoffnungslos magere Frau weinte an der Schulter ihrer Freundin. Das Entsetzen stand diesen Leuten ins Gesicht geschrieben, da konnten sie noch so viel Schminke auftragen. In der Enge des Flurs herrschte Sauerstoffmangel.

»Max!«, hörte ich Marc Covet rufen. Er stieß ein paar Leute beiseite, kam auf mich zu und packte mich an beiden Armen.

»Vorsicht«, sagte ich und entzog ihm meinen Ellenbogen. »Eben habe ich mich auf die Fresse gelegt, nur um dir ...«

»Hier rein«, zischte er und drängte mich zu einer Tür mit der Aufschrift ›Tonstudio‹. Sie war verschlossen. Ebenso die nächste Tür. Erst am entfernten Ende des Flurs ließ sich eine öffnen. Wir betraten einen mittelgroßen Raum, in dem sich ein Klavier, eine Stehlampe, ein mannshoher Spiegel und zwei Stühle langweilten. Covet schloss die Tür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Das Stimmengewirr draußen war nur noch gedämpft zu vernehmen.

»Danke«, sagte Marc und atmete tief durch. »Danke, dass du gekommen bist.«

Noch nie hatte ich ihn so abgekämpft gesehen. Seine Stirn glänzte von Schweiß, sein Gesicht war bleich und fleckig, das Haar zerzaust. Mit einer Hand fuhr er sich über die Augen, seine Zunge befeuchtete die spröden Lippen. Um den Mann musste man sich Sorgen machen.

»Kein Problem«, sagte ich. »Man hilft doch gerne.«

Ausdruckslos sah er mich an. »Sie liegt in Bernds Zimmer.«

»Wer? Die Tote?«

Er begann, in dem kleinen Raum hin- und herzulaufen. »Annette Nierzwa heißt sie. Seine Ex-Freundin. Sie ... Wir waren in der *Figaro*-Premiere, Bernd und ich. Annette arbeitet an der Garderobe. Nicht regelmäßig, aber heute war sie da. Und er hat sie gefunden, in seinem Zimmer, gleich nach Vorstellungsende. Ihre Stirn ... die ist voll Blut.« Er sah auf. »Verstehst du?«

Ich setzte mich auf einen der Stühle und dachte nach. »Nein«, sagte ich schließlich. »Verstehe ich nicht.«

»Spreche ich undeutlich?«, rief er erregt. »Soll ich es noch mal erzählen?«

»Ich verstehe nicht, was ich hier soll. Warum du mich herzitiert hast.«

»Hergebeten«, verbesserte er. »Es war bloß eine Bitte. Verdammt, Max, soll vielleicht die Polizei ...?«

»Dazu ist sie da. Bei Mord kommt die Polizei. Wenn es Mord war.«

»Kapierst du nicht? Hier geht es um einen Freund, um einen guten Bekannten.«

»Schon, aber was könnte ich tun, was die Polizei nicht viel besser ...?«

»Pass auf«, unterbrach er mich hastig. »Es war so: Gleich nach der Vorstellung ging Bernd hoch in sein Zimmer. Ich kam erst einige Minuten später nach. Und sehe ihn neben Annette knien, leichenblass, wie weggetreten. Ich spreche ihn an; nichts. Plötzlich steht der Hausmeister in der Tür und zetert rum, der Idiot.«

»Und dann?«

»Ich habe ihn zur Pforte geschickt, um Zeit zu gewinnen; sagte ihm, wir sollten das Telefon im Zimmer besser nicht benutzen. Sobald er fort war, rief ich dich vom Handy aus an.«

»Ach so.« Allmählich verstand ich.

Covet hob verzweifelt die Schultern. »Was werden die Bullen wohl denken? Eine Frau, mit der Bernd einmal zusammen war, liegt tot in seinem Zimmer. Und wer findet sie? Er selbst.«

»Beziehungsweise du ihn, wie er fassungslos neben der Leiche kniet.« Ich nickte. »Nun fragst du dich, ob er es war, der sie ...«

»Nein!«, rief Covet. »Auf keinen Fall. Bernd nicht, niemals. Trotzdem, jeder wird ihn verdächtigen, ist doch klar.«

»Wenn er es nicht war, wird man das herausfinden. Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«

»Es geht auch nicht um die paar Minuten, die er vor mir hier oben war. Darum nicht.«

»Sondern?«

»Es gibt noch ein anderes Problem. Die Premiere.«

Ich schwieg.

»Wie gesagt, wir saßen beide in der Vorstellung. Nur dass Bernd seinen Platz zwischendrin verlassen hat. Für längere Zeit.«

»Wie lange?«

»Eine Dreiviertelstunde mindestens.«

Ich pfiff leise vor mich hin. »So lange? Was hat er in dieser Zeit gemacht?«

Covet zuckte die Achseln. »Ich habe ihn nicht gefragt.«

Wir schwiegen einen Moment, dann sprach er weiter. »Bernd kam ein wenig zu spät zur Aufführung und setzte sich auf einen dieser Klappsitze nahe der Tür. Eigentlich hatten wir Plätze nebeneinander. Es ist also möglich, dass kaum einer sein Wegbleiben bemerkte. Außer mir. Jedenfalls ... Wenn ich tatsächlich der Einzige wäre ...« Er sah mich erwartungsvoll an.

»Träum weiter«, sagte ich. »So etwas fällt auf. Du glaubst doch nicht, dass in der Oper ständig auf die Bühne gestarrt wird. Bloß keine falsche Zeugenaussage, sonst kommst du in Teufels Küche.«

»Wusste gar nicht, dass du so gesetzestreu bist«, brummte er.

»Bin ich nicht. Nur ein bisschen ängstlich. Und deshalb verrate mir, welche Rolle ich in diesem Stück übernehmen soll. Hier ist die Polizei zuständig, das weißt du.«

»Du könntest zusätzlich ermitteln. In andere Richtungen, andere Spuren verfolgen. Die Polizei wird Bernd verdächtigen, das war mein erster Gedanke, als ich Annette da liegen sah. Aber Bernd war es nicht, damit brauchst du dich nicht aufzuhalten.«

»Ach so. Ermitteln mit Vorgabe. Scheuklappen auf und durch.«

»Mir egal, wie du es nennst, aber tu was«, beschwore mich. »Wir haben nur die eine Chance, Max. Die Kripo ist noch nicht im Haus, du hast alle Informationen, die du brauchst ... Schau dich wenigstens ein bisschen um, ja?«

»Wie viele Polizisten sind schon hier?«

»Zwei. Die Verstärkung ist angefordert. Spurensicherung, Mordkommission, das ganze Programm.«

Seufzend kratzte ich mich am Kopf. Dass ein Abend, der zwischen Sanddünen begonnen hatte, so enden musste! »Versuchen kann ich es«, sagte ich. »Nicht mehr und nicht weniger, kapiert?«

Er nickte erleichtert.

Wir traten hinaus in den Flur. Gerade wurde der letzte Rest Sauerstoff von Zigarettenrauch verdrängt. Rauchverbot in öffentlichen Gebäuden? Heute scherte sich keiner darum. Gedämpfte Gespräche, hin und wieder erregtes Zischeln, einzelne Schluchzer. Ich

stellte mich auf die Zehenspitzen, um den Flur in seiner ganzen Länge zu überblicken.

»Wer sind diese Typen?«, fragte ich Covet.

»Leute vom Theater und vom Orchester, soweit ich sehe. Der Inspizient, zwei Geiger, ein Verwaltungsfritze. Besucher eher nicht. Aber der Graf ist da.«

»Welcher Graf?«

»Der aus der Oper.« Er zeigte auf den Burschen mit der Perücke, auf dessen Wange ein dicker Schönheitsfleck prangte.

»Und Nagels Zimmer?«

»Lieg am anderen Ende. Bernd ist mit den beiden Polizisten drin.«

»Wie war noch mal der Name seiner Freundin?«

»Nierzwa. Annette Nierzwa.«

»Dann mal los.« Marc im Schlepptau, bahnte ich mir einen Weg durch die Gaffer. Der Zigarettenrauch vermischtete sich mit dem Duft dick aufgetragenen Parfüms und Rasierwassers; Alkoholschwaden vervollständigten die ungesunde Mixtur. Premierenaura eben. Ein kräftiger Mann im Arbeitskittel stank nach Schweiß.

»Es ist traurig«, hörte ich eine Frau in der Tracht fröhlicher Landleute sagen. Sie hatte rote Bäckchen und einen Kussmund. »Heulen könnte ich, nur noch heulen.«

»Vielleicht war es ein Unfall«, sagte eine andere.

»Es war kein Unfall. Unfälle sehen anders aus.«

»Zum Heulen ist es trotzdem.«

»Entschuldigung, Herr Graf«, sagte ich und tippte dem vor mir stehenden Perückenmann auf die Schulter. »Dürfte ich vorbei?«

Der Graf drehte sich um, sah mir ernst ins Gesicht und räusperte sich. »Und so vor dem Leben verblasst die Fiktion«, sagte er. »Altes Theatergesetz.« Er hatte die angenehme Stimme erfahrener Sänger.

Ich nickte und schob mich vorbei.

Die Tür zu Nagels Zimmer stand sperrangelweit offen. Um die Schaulustigen auf Distanz zu halten, hatten die eingetroffenen Polizisten zwei Stühle auf die Schwelle gestellt. Rechts an der Wand ein kleines Plastikschild: »B. Nagel, Geschäftsführer«. Ich stützte mich auf die Lehne des einen Stuhls und spähte ins Zimmer hinein. Einer der beiden Polizisten bemerkte mich.

»Draußenbleiben!«, schnauzte er mich an. Mir blieb die Luft weg.

Allerdings nicht wegen ihm. Ich hatte die Leiche gesehen, ich hatte ihr Gesicht gesehen, und ich hatte es wiedererkannt.

»Das ist Annette?«, flüsterte ich. »Das da?«

Covet nickte. Er stand einen Schritt hinter mir, die Lippen zusammengekniffen.

Annette Nierzwa war die Frau von vorhin. Die Reiterin, die mit den hüpfenden Brüsten. Jedenfalls glich sie ihr verblüffend. Sie hatte halblange, dunkle Locken, sie war attraktiv und fast ein wenig üppig. Vor allem die Hüften waren es. Das sah man, weil sie ihren nackten Hintern dem Betrachter entgegenstreckte.

»Was soll das?«, zischte ich. »Habt ihr sie so gefunden?«

Covet nickte erneut und wandte sich ab.

Ich brauchte einige Augenblicke, um mich von meinem Schrecken zu erholen. Natürlich war Annette

Nierzwa nicht die Amazone auf dem Pferd gewesen. Ich hatte Bernd Nagels Freundin nie zuvor gesehen, sie war auch nicht nackt, sondern lag angezogen auf dem Boden, in dieselbe hellgraue Kluft wie ihre Kolleginnen von der Garderobe gekleidet. Nur ihr Rock war hochgerutscht, und sie trug keine Unterwäsche. Kein Wunder, dass ich sofort an meinen blöden Traum erinnert wurde. Es war aber auch eine Schande, wie sie da lag: halb auf der Seite, Gesicht nach links, das linke Bein angewinkelt, die Hinterbacken schräg in die Höhe gereckt. Was für eine makabre Peepshow! Da wurde jeder zum Voyeur.

Die Fiktion verblasst vor der Realität, hatte der Perückenheini orakelt. Es stimmte; meines Wissens gab es keine Oper mit derart arrangierter Leiche. Aber wie viele Opern kannte ich überhaupt?

Neben der Toten kniete der Polizist, der mich angeschnauzt hatte, und beschäftigte sich mit irgend etwas. Es kam mir vor, als schnüffelte er sie ab. Er schaute ihr ins Gesicht, in die offen stehenden Augen, begutachtete ihre Ohren, ihre Finger, sogar die Beine. In die Nähe der Pobacken traute er sich nicht. Unwillkürlich folgte ich seinen Blicken. Sie war eine hübsche Frau gewesen, diese Annette Nierzwa. Blut klebte an ihrer Stirn, war aus einem kleinen Riss über der linken Augenbraue auf die Dielen getropft. Ihre Bluse stand einen Knopf weiter auf als diejenigen ihrer Kolleginnen unten im Lichthof.

Der Polizist stand auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ratlos sah er auf die Leiche hinab. Im Hintergrund des Raumes befragte sein Partner einen bleichen jungen Mann: Bernd Nagel, Geschäftsführer

des Philharmonischen Orchesters der Stadt Heidelberg. Mittelgroß und schlank, mit zarten, fast weiblichen Gesichtszügen, das glatte schwarze Haar durch einen Seitenscheitel veredelt, um die braunen Augen ein Hauch von Melancholie. Eines dieser Glückskinder, die gut aussehen, ohne viel dafür zu tun, denen der Erfolg zufliegt wie anderen ansteckende Krankheiten und die dennoch von der Schlechtigkeit der Welt überzeugt sind. Keine Ahnung, was Marc Covet an solchen Typen findet.

Dem Polizisten an seiner Seite jedenfalls war schnuppe, wie gutaussehend oder erfolgreich der Mann war; er runzelte die Stirn, verzog die Lippen und vertraute alles, was Nagel ihm mit leiser Stimme diktierte, einem dicken Notizblock an. Beide standen hinter einem Schreibtisch, der Geschäftsführer stützte sich mit einer Hand auf die Lehne eines Drehstuhls. Der Tisch selbst war tipptopp aufgeräumt, da gab es nur ein Telefon, einen Flachbild-Monitor mit Tastatur, Schreibutensilien und einen Taschenrechner. Auch in den Regalen ringsum herrschte Ordnung, das musste man Nagel lassen. Bücher, Zeitschriften, Ordner wie in jedem Büro, dazu CDs und ein Notebook. An der Wand Konzertplakate, Dienst- und Besetzungspläne, eine Magnettafel mit aktuellen Aushängen des Opernbetriebs, dazwischen eine Geige ohne Decke. Außerdem eine kleine Sitzecke mit drei Sesseln. Über einem der Sessel hing Nagels Mantel.

Bevor ich mir mein weiteres Vorgehen zurechtlegen konnte, bekam ich einen Rippenstoß. Er ging auf das Konto eines feisten Kerls mit einem Knebelbart, wie sie seit der Weimarer Republik außer Mode waren.

Die Rempelei geschah unabsichtlich, denn sein Blick galt nur der halbnackten Annette Nierzwa.

»Widerwärtig«, keuchte er, während er einen Stuhl zur Seite schob. »Ekelhaft ist das.« Mit einem Finger lockerte er seinen Hemdkragen, dann begann er zu rufen: »Hallo! Hallo, Sie da!« Er hatte eine gepresste Fistelstimme, ein Witz für einen Mann seiner Statur, wie überhaupt sein ganzes Gerufe albern war, schließlich stand der Schnüffelpolizist bloß einen Meter vor ihm.

Einen Augenblick später hatte sich die Entfernung zwischen den beiden um die Hälfte verringert. »Stellen Sie den Stuhl wieder an seinen Platz«, herrschte der Beamte den Feisten an. »Was fällt Ihnen ein?«

»Ich bin«, sagte der und pumpte seinen mächtigen Brustkorb voll Luft, »ich bin hier der Generalmusikdirektor. Mit anderen Worten: der Hausherr, solange der Intendant nicht anwesend ist. Ich habe ein Recht darauf zu erfahren, was hier passiert ist.«

Der Geschäftsführer und der zweite Polizist unterbrachen ihr Gespräch und schauten zu uns herüber, Bernd Nagel mit der ausdruckslosen Miene eines Dulders. Dem Schnüffelpolizisten stand frischer Schweiß auf der Stirn. Wo blieb nur die Verstärkung? Er war an einem ereignislosen Samstagabend Streife gefahren, ohne zu ahnen, was hier auf ihn einprasseln würde: eine Leiche mit blankem Po, singende Grafen, ein musikalischer Generaldirektor. Und ein vorwitziger Privatdetektiv. Aber von dem wusste er noch nichts.

»Mir ist egal, wer Sie sind«, sagte der Beamte erregt. »Ich mache bloß meine Arbeit und habe dafür zu sor-

gen, dass niemand den Raum betritt. Was hier passiert ist, sehen Sie selbst. Dürfte ich Sie jetzt bitten?«

»Ihr Name?«, entgegnete der Dicke. Seine Fistelstimme hatte einen harten Klang bekommen.

Der Polizist schluckte. »Lassen Sie mich bitte meine Arbeit machen«, sagte er.

»Mein Name ist Barth-Hufelang, ich bin Städtischer Generalmusikdirektor, wie bereits erwähnt. Wären Sie nun so freundlich, mir den Ihren zu nennen?«

Der Typ mit dem Knebelbart war wirklich Gold wert. Ich zwinkerte Marc Covet zu, schob auch den zweiten Stuhl beiseite und setzte mich Zentimeter um Zentimeter von dem Grüppchen ab. Streckte erst meine Nase in das Zimmer des Geschäftsführers, dann den Kopf, den Oberkörper, bis zuletzt beide Füße auf der Schwelle standen.

»He!«, raunzte mich der überforderte Polizist an, um sich gleich wieder seinem Gesprächspartner zu zuwenden: wenn der Herr tatsächlich der Chef hier sei, möge er so kooperativ sein und die versammelten Herrschaften bitten, sich für die Fragen der Mordkommission zur Verfügung zu halten.

»Ach«, lachte der Feiste schrill. »Sie wollen den Gaffern diesen Anblick also weiterhin bieten?«

Das müsse man verstehen, mischte sich Covet ein. Es gehe um Zeugenbefragung. Und dann die Spuren. Die Beamten trügen schließlich die Verantwortung.

Ich stand nun direkt vor der Leiche. Annette Nierzwas Pobacken glänzten matt im Licht der Deckenlampen. An ihrem Hals zeichneten sich dunkle Flecken ab, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Die hätte ich mir gerne einmal näher angesehen.

»Das gilt auch für Sie, mein Herr!«, schrie der Schnüffelbeamte und machte einen Schritt in den Flur hinaus. Vielleicht meinte er Covet. »Finger weg von der Tür! Niemand betritt diesen Raum, verstanden? Niemand.« Murren antwortete ihm.

Meine Chance. Ich huschte in Nagels Zimmer und kniete mich neben die Leiche auf die hellen Dielen. Annettes hübscher Hals war von rot-violett schimmernden Würgemalen entstellt. Einzelne Blutergüsse ohne Abschürfungen. Da hatte jemand mit bloßen Händen zugelangt.

»He, Sie da!«, brüllte es aus zwei verschiedenen Richtungen gleichzeitig. Nagels Interviewer rührte sich nicht von der Stelle, fuchtelte bloß mit den Händen, als könne er mich wie eine Schmeißfliege vertreiben. Sein Kollege kam mit großen Schritten herbeigeeilt und packte mich beim Arm.

»Sind Sie taub?«, herrschte er mich an. »Raus hier!«

Annette Nierzwa war erwürgt worden. Die Wunde an der Stirn war nie und nimmer tödlich gewesen, und sonst entdeckte ich keine Verletzungen. Ihr Mund stand leicht offen, ein wenig Speichel war auf die Dielen geflossen. Aus den weit aufgesperrten Augen sprachen Entsetzen und Todesangst. An der Innenseite ihres linken Unterarms trug sie eine kleine Tätowierung in Form eines Schmetterlings.

All das registrierte ich, während ich mich langsam aufrichtete und versuchte, meinen schmerzenden Ellenbogen dem Griff des Beamten zu entziehen. Räuspernd wandte ich mich ihm zu.

»Ich habe eine Aussage zu machen«, sagte ich voll Würde.

»Wie bitte?« Er war so verblüfft, dass er mich losließ.

»Ich habe eine Aussage zu machen. Diese Frau ist mir persönlich bekannt. Ich kann Ihnen ihren Namen sagen.«

»Den kennen wir!«, brüllte der Polizist. »Den kennen wir längst. Raus mit Ihnen, Sie vernichten hier Spuren!«

»Annette Nierzwa«, sagte ich unbeeindruckt. »Eine junge Frau, die unten an der Theatergarderobe ...«

»Raus!« Er packte wieder zu und zog mich zur Tür.

»Sie hat meinen Mantel entgegengenommen. Persönlich, vor der Vorstellung, verstehen Sie? Da hat sie noch gelebt.«

»Die sind balla balla hier«, stöhnte der Polizist, nachdem er mich endlich aus dem Zimmer bugsiert hatte. »Alle!«

»Das wird ein Nachspiel haben«, sagte der beleibte Musikdirektor finster. »So etwas lasse ich über mein Haus nicht sagen. Das nicht, mein Herr!«

Einige Minuten später wurden die Rufe des Beamten nach Verstärkung erhört. Eine ganze Mannschaft rückte an: Kriminaltechniker, Kripo, Zivile und Uniformierte. Der Ärger war vorprogrammiert. Die Spurensicherer beschwerten sich über die vielen Gaffer, die Gaffer meckerten über die Polizei, die beiden aus dem Streifenwagen klagten über die Verspätung und wurden umgehend aufgeklärt, was sie hätten tun und lassen sollen. Das Stockwerk räumen zum Beispiel, den Tatort großräumig sichern, sämtliche Zeugen möglichst weit weg vom Fundort

der Leiche zusammenpferchen; das wäre ihre Aufgabe gewesen.

»Zu zweit?«, blaffte der eine Polizist zurück, und er hatte recht. Mitten in dem ganzen Trubel stand der dicke Generalmusikdirektor, plusterte sich auf und verlangte den Verantwortlichen zu sprechen. Auf der Stelle.

»Ich höre«, sagte ein etwas ungepflegt wirkender Mann mit gelblichem Teint und schütterem Haar. Von allen schlecht gelaunten Menschen vor Ort war er der am schlechtesten Gelaunte.

»Sie sind hier zuständig?«, fragte Barth-Hufeland ungläubig.

»Ich leite die Ermittlungen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Dann möchte ich Sie inständig bitten ...« Der Musikdirektor holte tief Luft. Die Beamten, sagte er, sollten die Untersuchungen diskret führen, auf die Seelenlage der Anwesenden Rücksicht nehmen, die Würde der Toten wahren, den Ruf seines Hauses nicht gefährden. Er hätte diese Bitten leise vorbringen können, doch er sprach mit schriller Fistelstimme, damit alle hören konnten, was für ein eloquenter, verantwortungsbewusster Chef er war.

»Ja«, beendete der Beamte den Redeschwall und wandte sich ab.

Seine Mitstreiter leisteten währenddessen ganze Arbeit, an vorderster Stelle zwei Jungspunde in Zivil. Sie ließen sich vom Hausmeister Schlüssel geben, um sämtliche Räume öffnen zu können, sondierten die Lage, trieben zusammen, kommandierten. Schauspieler und Sänger hatten sich im Tonstudio einzufinden, Orchestermitglieder eine Tür weiter, gegenüber die

sonstigen Angestellten des Theaters und ganz hinten die Opernbesucher. Wer jetzt noch vor Ort war, hatte den Zeitpunkt zum Rückzug verpasst. Er wurde angeknurrt und in seine Koppel gescheucht. Es dauerte keine drei Minuten, bis die beiden Hitzköpfe den Flur freigeräumt hatten. Die reinsten Kettenhunde.

Marc und ich traten folgsam in den Überbaum von vorhin. In unserem Schlepptau eine einzige Person, ein aufgeregtes Männlein im Lodenmantel, das sich jammernd auf einen Stuhl fallen ließ, nur um sofort wieder aufzuspringen und sich zu rechtfertigen.

»Ich bin rein zufällig hier«, erklärte uns das Männlein. »Wenn man es Zufall nennen will. Sehen Sie, mich ziehen tragische Ereignisse an. Magisch ziehen die mich an, und dass das hier ein tragisches ... ich meine, das kann man doch so sagen, oder? Wenn ein Todesfall kein tragisches ...« Der Kleine brach ab und schüttelte trübsinnig den Kopf. »Dann weiß ich auch nicht«, sagte er leise.

Marc nickte und setzte sich auf den anderen Stuhl. Ich nahm auf dem Klavierhocker Platz.

»Mein Bus«, fuhr das Männchen nach einem Blick zur Armbanduhr fort, »geht in einer halben Stunde. Nach Waldwimmersbach. Vielleicht lassen sie mich gleich gehen, wenn sie hören, dass ich nichts ... Tragik hat etwas Faszinierendes für mich, verstehen Sie? Tragische Opern, Wagner, Puccini. Das zieht mich an. Wobei Mozart ja nun weniger ...« Er unterbrach sich, um erneut zur Uhr zu schauen. »Hoffentlich, hoffentlich«, murmelte er.

Wir schwiegen. Durch die offene Tür drangen die Stimmen der beiden Wadenbeißer zu uns. Wir hörten,

wie sie die Personalien der Anwesenden aufnahmen und Kurzverhöre durchführten. Besonders freundlich klangen sie nicht. Vielleicht hassten sie Musik und Musiker.

»Und jetzt?«, fragte Covet leise.

Ich zuckte die Achseln. Für mich gab es nichts mehr zu tun. Nur noch raus hier, ohne viel Staub aufzuwirbeln.

»Verstehen Sie das?«, sagte das Männchen, das wieder Platz genommen hatte. Seine Beine waren so kurz, dass die Füße den Boden nicht berührten.

»Was?«, brummte ich.

»Dass man von Tragik so fasziniert sein kann. Dass sie einen so packt. Bis man zuletzt einer echten Leiche ...« Betreten sah der Kleine auf seine Füße. Schuhgröße 37, schätzte ich.

Meine Blicke wanderten über die Klaviertasten. Als ich neun war, hatte ich ein Jahr lang Unterricht gehabt. Das Einzige, an was ich mich noch erinnerte, war die Lage des mittleren C auf der Tastatur. Nicht einmal ›Alle meine Entchen‹ würde ich noch hinbekommen.

Bewegung an der Tür: Bernd Nagel, der bleiche Schönling. Jeglichen Blickkontakt meidend, trat er ein und zog ein Taschentuch, um sich den Mund abzutupfen. Mit ihm war einer der beiden scharfen Hunde gekommen. Er blieb auf der Schwelle stehen und stützte sich mit den Händen am Türrahmen ab.

»So«, knurrte er zufrieden. »Wen nehmen wir denn jetzt?«

Der kleine Lodenfreund sprang auf die Füße und bettelte darum, drangenommen zu werden. Bus nach

Waldwimmersbach. Tragischer Blick. Bitte, bitte, Herr Kommissar.

Der Polizist sah dem Gezappel eine Weile zu, dann nickte er. Er war muskulös und braungebrannt und hatte tatsächlich etwas von einem Hund: dichtes, tief-schwarzes Haar, markante Augenbrauen, darüber eine Stirnpartie aus gemeißeltem Stein. Ein Rottweiler. Er legte seine dunkel behaarte Hand auf die Schulter des Kleinen und drängte ihn zur Tür hinaus.

Eine Weile herrschte Stille im Überbaum. Nagel starrte regungslos in eine Ecke, von seinem Freund besorgt beobachtet. Irgendwann gab sich Covet einen Ruck, stand auf und tätschelte ihm aufmunternd den Rücken.

»Und?«, fragte er.

Nagel wandte ihm langsam das Gesicht zu. Er litt, aber selbst dieses Leiden war schön anzusehen.

»Scheiße«, sagte er.

Marc presste die Lippen zusammen.

»Das ist ...«, begann Nagel, verstummte und drehte sich weg.

Marc senkte den Kopf. Seine rechte Hand blieb auf Nagels Schulterblatt liegen.

Gähnend drückte ich ein paar Klaviertasten. Man merkte, dass man sich in einem Theater befand. Jeder schauspielerte, was das Zeug hielt. Faust und Hamlet. Große Gefühle, hehre Gesten, edle Menschen. Meine Finger machten sich selbstständig und purzelten auf die Tasten nieder. Von den Tönen aufgeschreckt, schauten Nagel und Covet zu mir herüber.

»Das ist Max«, sagte Marc. »Max Koller. Ein alter Freund. Außerdem Privatdetektiv.«

Nagel nickte mir kurz zu.

»Sie war Ihre Freundin?«, fragte ich. »Mein Beilid.«

»Ex-Freundin«, sagte Nagel. Dann hob er plötzlich den Kopf. »Was sind Sie? Privatdetektiv?«

»Bin ich.«

Er starrte Marc an. »Ist das jetzt ein Zufall oder was?«

»Ich habe ihn angerufen«, erklärte Covet. »Damit er sich hier ein wenig umschaut. Vielleicht entdeckt er Dinge, die der Polizei entgehen.«

Nagel warf mir einen ungläubigen Blick zu. Verdenken konnte ich es ihm nicht. Ich wirkte nicht gerade wie ein Mann, der eine komplette Sonderkommission in den Schatten stellt.

»Ist das ... ich meine, ist das legal?«, wollte der Geschäftsführer wissen. »Dazu ist doch die Polizei da, und ich weiß nicht recht, was ein ...«

»Die Polizei«, sagte Marc, »wird sich nur auf das Nächstliegende stürzen. Da könnte es Sinn machen, noch jemanden einzubeziehen, der auch andere Wege verfolgt.«

»Das Nächstliegende? Was soll denn das heißen?«

Entweder war Bernd Nagel schwer von Begriff, oder es stank ihm, dass sein Kumpel so um den heißen Brei herumredete.

»Das Naheliegende«, sagte ich ruhig, »ist eine schlichte Frage: Wo haben Sie sich heute Abend zwischen acht und elf herumgetrieben?«

Da sperrte er Mund und Augen auf, der Gute. »Bitte?«, stotterte er. »Heute Abend? Ich war in der Premiere.«